

Polly Horvath

Unser Klaus am Meer

Deutsch von Christiane Buchner



Bloomsbury
Kinderbücher & Jugendbücher

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
my one hundred adventures
bei Schwartz & Wade Books, New York
© 2008 Polly Horvath
Für die deutsche Ausgabe
© 2010 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin
Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Regina Kehn
Gesetzt aus der Stempel Garamond und der
Akzidenz Grotesk durch psb, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-8270-5381-7

www.berlinverlage.de

Für Arnie,
Emily Willa und
Rebecca Avery

Und mit großer Dankbarkeit an
Anne Schwartz, Amy Berkower
und Jack Gantos

Inhalt

Der Sommer beginnt	9
Ein Fremder taucht auf	14
Mrs Parks' Thrombose	24
Bibeln verteilen per Ballon	39
Die Dichterlesung	58
Die Rettung	81
Die Wahrsagerin	95
Mr Fordyce	120
Mabels Cousine, die Channelerin	137
Ned	153
Tod	168
Die Beerdigung	184
Alle verschwinden	197
Alle tauchen wieder auf	229
Ab nach Kanada	242
Zur Autorin	251

Der Sommer beginnt

Im Sommer wandern meine Gedanken immer ans Meer. Dort im hohen Seegras, wie Vogeleier zum Ausbrüten, sitzen wir, meine Schwester, meine Brüder und ich – das Gras über unseren Köpfen, unsere Arme und Beine nur stämmigere Ausgaben der sich im Wind wiegenden Halme –, und schauen hinauf in den blitzblanken Himmel. Meine Mutter sammelt Essbares fürs Abendessen: Miesmuscheln, Venusmuscheln und das salzige Grünzeug, das überall am Ufer wächst. Es ist schon so warm, dass man in den Schlickpfützen liegen kann, die stehen geblieben sind wie Wasser in der Wanne, nachdem man den Stöpsel gezogen hat. Es ist Anfang Juli, und ganze zwei Monate dürfen wir nun die langen, wohltuenden Sommertage auskosten, dürfen Gänse und Salzwasserschwäne beobachten und die Gezeiten, so wie die Ebbe jetzt, bei der das Wasser fortstrebt – fort, fort, fort, während der Mond die drei anderen Jahreszeiten weit weg zieht, wohin auch immer. Fort, vorbei an den Planeten, weit fort von Uranus und dem Rand unseres Sonnensystems, bis hinein ins hell erleuchtete Dunkel, wo all das beheimatet ist, von dem wir

noch nichts wissen. Fort, vorbei an meiner Kindheit, vorbei an der Geisterwelt, hinaus ins offene Meer der Sterne. So wie die silbrigen Tüllgardinen an meinem Fenster zurückgezogen werden, um Licht einzulassen, so zieht der Mond die Schichten des Jahres behutsam zurück, um sein Herzstück bloßzulegen. So steht mir der Sommer vor Augen.

»Jane, Maya, Hershel, Max«, ruft meine Mutter. Mich ruft sie immer als Erstes. Sie ist fertig mit Sammeln, und ihre Körbe sind schwer. Wir laufen hin und helfen ihr, die Sachen ins Haus zu schaffen. Niemand außer uns wohnt das ganze Jahr am Strand. Auch als mittellose Dichterin kann man gut leben, sagt meine Mutter gern, und ich verstehe überhaupt nicht, warum sie das sagt. Was soll daran so schön sein, wenn man den größten Teil des Jahres woanders wohnen muss als am Meer? Wie sollten wir anders leben als gut, wir fünf miteinander? Ich liebe unser Haus. Ich liebe das Zimmer, das sich meine Schwester und ich teilen. Unser Haus hat kein oberes Stockwerk wie die Häuser, in denen meine Freundinnen wohnen. Es hat nur das Erdgeschoss mit einer Küche, die in ein größeres Zimmer übergeht, und von diesem Zimmer mit dem gemütlichen Tisch, den Schaukelstühlen, dem weichen alten Sofa, dem Sessel und meterweise Bücherregalen gehen unsere Zimmer ab: eins für meine Mutter, eins für meine Brüder und eins für meine Schwester und mich. »Ich liebe dieses Haus«, sage ich oft zu meiner Mutter. »So lieben wie ich kannst du es gar

nicht«, antwortet sie dann. »So lieben wie ich kann es kein Mensch.«

Auf dem Küchentisch liegt ein rot-weiß kariertes Tischtuch, und in der Mitte steht eine alte Weinflasche mit einer wachsvertropften Kerze. In unserem Zimmer stehen zwei windschiefe Betten mit alten Indianerdecken darüber. Es geht doch nichts über eine Indianerdecke, wenn man es nachts schön warm haben will, sagt meine Mutter. In den Nächten, in denen die Nordoststürme brausen, der kalte Wind durch die Ritzen pfeift und wir bei Kerzenlicht lesen, weil schon wieder der Strom ausgefallen ist, sagt sie das besonders gern. Wir lieben den Winter, denn wenn bei uns der Strom ausfällt, brennt nirgendwo sonst am ganzen Strand Licht. Die Leute aus den anderen Häusern kommen erst im nächsten Sommer wieder. Wir sind ganz allein, und es ist stockfinster. Im Dunkeln hört man besonders laut, wie sich die Wellen brechen, riecht man besonders stark den herben Duft des Meeres. Vielleicht nimmt uns der Wind diesmal mit, denke ich, als eine Böe das Haus bis ins Fundament erschüttert. Vielleicht zerstreut er uns in alle Winkel der Erde, denke ich und werde traurig, weil ich die anderen vier nicht verlieren will, aber plötzlich packt mich ein Kribbeln, so was wie Vorfreude. Es ist Abenteurlust.

Sonntags gehen wir in die kleine Kirche in der Stadt – ob Herbst, Winter, Frühling oder Sommer. Auf dem Weg über den Strand kommt Sand in unsere

Sonntagsschuhe, und wenn wir am Parkplatz angekommen sind, setzen wir uns auf die Betonpfosten und leeren unsere Schuhe aus; das gehört für uns schon genauso zur Kirche wie das Hinknien zum Beten. Die Kirche hat genau die richtige Größe, nämlich schön klein. Sie besteht aus zwei Räumen, von denen der eine für die Sonntagsschulkinder reserviert ist. Wir stellen uns in die nach Holz duftenden Bänke, schlagen die weichen, abgenutzten Gesangsbücher auf und singen. Aber trotz all dieser Kirchenbesuche, Sonntag für Sonntag, jahrein, jahraus, komme ich erst in diesem Jahr, mit zwölf, dahinter, dass ich beten kann. Vielleicht habe ich auch erst jetzt was gefunden, wofür das Beten sich lohnt. Als hätte sie Juckreiz, zuckt und zappelt meine Seele in meinem Körper herum, damit ich diesen Sommer etwas anderes mache als im Brackwasser zu waten, zu lesen und Sandburgen zu bauen. Ich will etwas, von dem ich nicht weiß, was es ist, also ein Abenteuer. Den Schritt ins Ich-weiß-nicht-was. Ich will es so unbedingt, dass ich Maya gegenüber unwillig werde, die noch zu klein ist, um mich zu verstehen. Wenn es nach ihr geht, soll der Sommer haargenau so werden wie der letzte, und bisher dachte ich ja genauso. Meine Brüder sind sowieso noch so klein, dass sie sich um solche Sachen noch lange nicht kümmern werden. In mir zuckt und zappelt es ganz allein.

Diese Woche predigt unsere Pastorin, eine dicke Frau namens Nellie Phipps, von ihrer Kanzel aus,

dass man ständig beten soll. Um alles. Es muss überhaupt kein frommer Wunsch sein. Und eure Gebete werden erhört, verkündet sie, eure Gebete werden immer erhört.

Ich bete um hundert Abenteuer. Und vielleicht, wenn ich wirklich die ganze Zeit ohne Unterlass bete, wie Nellie uns das empfiehlt, ob ich in die Stadt gehe oder meiner Mutter beim Austernauslösen helfe, ob ich aus Schilfrohr Körbe flechte, den Boden fege oder im Gemüsegarten Unkraut jäte, ob ich dasitze und dem Wind nachträume oder auf dem Rücken liege und gedankenverloren ins Nichts gucke, vielleicht, denke ich mir, werde ich dann ja erhört. Also tue ich das, und vielleicht passiert alles ja nur deswegen.

Wer hätte gedacht, dass das Universum mich beachtet? Und wer hätte gedacht, dass ausgerechnet ein Mensch, der aussieht wie Nellie Phipps, sich damit auskennt?

Ein Fremder taucht auf

Mein erstes Abenteuer

Die Erdbeeren sind reif

Ein langer Sommertag geht zu Ende. Bei meinen Brüdern sprießen überall Sommersprossen, Maya und ich haben Sonnenbrand auf den Schultern. Und bei uns allen sind die Haare ausgetrocknet und vom Meerwasser verklebt. Wir haben Sand in unseren Badeanzügen und lungern draußen vor dem Picknicktisch herum, während meine Mutter immer wieder ins Haus geht, um Salate zu machen und den Sonnentee umzurühren.

»Die Mayas waren Indianer«, erkläre ich Maya, die in einem Buch auf ihren Namen gestoßen ist. Beziehungsweise glaubt, sie sei es.

»Wo haben denn die gelebt?«, fragt sie.

»Ich weiß nicht. Ich glaube, in Mexiko«, antworte ich. »Und sie hatten so komische Kalender aus Ton. Unsere Lehrerin hat so einen mal aus Mexiko mitgebracht, allerdings keinen echten. Sie hat ihn im Klassenzimmer aufgehängt. Mehr weiß ich nicht über die Mayas, außer, dass sie Gold hatten.« Dann überlege ich, ob das nicht die Azteken waren, sage Maya aber nichts davon. Ich mag es, wenn ich ihre Fragen beantworten kann, auch wenn meine Antworten falsch sind.

»Ich hätte auch gern Gold«, sagt Maya. »Dann würde ich Schmuck draus machen.«

»Ich glaube, das haben die Mayas auch gemacht«, sage ich. »Wir können ja morgen in die Bibliothek gehen und nachschauen.«

In den Sommerferien ist die Bibliothek was Herrliches, weil man dort Bücher zu jedem Thema kriegt und einfach so lange lesen kann, wie sie einen interessieren, ansonsten klappt man sie zu, mittendrin oder sogar ganz am Anfang, und alles, was man neu gelernt hat, kann man sich genüsslich merken, nur für einen selber und nicht, um damit anzugeben oder es in einer Schulaufgabe für die Lehrerin wieder auszuspuken.

Mrs Spinnaker von nebenan kommt aus ihrem Haus. Sie ist die Einzige hier am Strand, die auch nicht viel Geld hat. Sie besitzt weder ein Segelboot noch andere teure Sachen. Jedes Jahr verbringt sie den Sommer hier mit ihrem kleinen schwarzen Terrier Horace, der immer angerannt kommt, wenn wir am Picknicktisch sitzen, und uns gnadenlos verbellt. »HORACE, lass die Kinder in Ruhe«, ruft sie dann, stapft grimmig herüber und klemmt ihn sich unter den Arm, ohne uns eines Blickes zu würdigen, nur beleidigt, weil wir Horace einen Anlass gegeben haben, sich schlecht zu benehmen, was ja auf sie zurückfällt.

»Er stört uns doch nicht, Mrs Spinnaker«, sagen wir. Wir mögen Horace, so wie man manchmal was

Lästiges mag, bloß, weil es einem vertraut ist. Er gehört zu unseren Sommern genauso wie die Austern, der Sonnentee und die nackten, sandigen Füße am Tisch. Ob Mrs Spinnaker eigentlich unsere Namen kennt, so wie wir ihren und den von Horace? Hört sie, wenn unsere Mutter uns ruft? Kann sie uns nicht nur unsere Namen, sondern auch unsere Eigenheiten zuordnen? Weiß sie, dass Maya ein Angsthase ist? Dass meine Mutter nachts aufsteht und Gedichte schreibt? Dass Hershel im Gegensatz zu uns anderen die Erbsen nicht direkt von der Ranke isst und Max immer Wale sieht? »Da! Wale!«, ruft er, und wir nicken alle nachsichtig. Vielleicht sieht er wirklich welche, wer weiß? Vielleicht sind da Wale, die wir anderen nicht sehen können. Ob Mrs Spinnaker manchmal aus ihrem Seitenfenster schaut, das man von uns aus nicht sieht, damit wir nicht mitkriegen, wenn sie auf dem Meer nach Max' Walen Ausschau hält?

Keine Sorge, Mrs Spinnaker, würde ich ihr am liebsten zurufen, falls sie das tut und es ihr peinlich ist – es ist völlig in Ordnung, wenn man zur Sicherheit nachschaut. Lieber hundert Mal reinfallen als nie geguckt zu haben. Ist doch egal, wenn man reinfällt. Und damit bete ich mein hundertstes Gebet.

Vielleicht ist es Zufall. Vielleicht weiß man nie, warum die eigenen Gebete erhört werden. Jedenfalls setzen wir uns gerade zum Abendessen, ich habe gerade mein hundertstes Gebet gebetet, und da taucht er auf.

Er ist groß, hat verfilztes Haar und schlechte Zähne, und sein Anzug schlottert ihm um die hagere Gestalt. Er sieht aus wie ein Kleiderständer. Ich starre ihn ununterbrochen an, weil ich finde, dass er für seinen Anzug die falsche Figur hat. Und dass er alt aussieht, obwohl man merkt, dass er es gar nicht ist, außerdem ist der Anzug schäbig, und überhaupt: Was tut der Mann hier bei uns am Tisch?

Meine Mutter findet anscheinend, dass er hungrig aussieht, denn sie lädt ihn ein, sich zu uns zu setzen und mitzuessen, was er ohne zu fackeln tut. Er schaufelt sich das leckere Essen meiner Mutter auf den Teller, die Austern, das Maisbrot und den Salat aus Grünzeug von unserem Garten und aus dem Meer, und sagt, wie gut das alles schmecken würde. Ich überlege mir, ob er vielleicht so dünn ist, weil er immer Hunger hat. Und als er fertig ist – wir haben noch kaum angefangen, denn sein Hunger hat ihn ziemlich effektiv reinhauen lassen –, steht er auf und verkündet: »So. Zum Dank würde ich jetzt gern mit euch auf den Jahrmarkt gehen.«

»Kein Grund, uns zu danken«, sagt meine Mutter. »Gern geschehen. Es war ja eine Einladung.«

»Nicht viele Menschen hätten mich eingeladen«, sagt er.

»Ach, das weiß ich nicht«, sagt meine Mutter. »Mrs Spinnaker vielleicht nicht gerade«, fügt sie prustend hinzu, und dann schlägt sie sich verblüfft die Hand vor den Mund. Wahrscheinlich wundert sie

sich, dass dieser Fremde ihr eine so offene Bemerkung entlockt hat. »Jedenfalls, bleib doch noch ein bisschen. Zum Nachtsch. Unsere Erdbeeren sind reif.«

Sie duzt ihn.

»Mmmhm«, sagt der Mann. »Da sag ich nicht nein.«

Er setzt sich in einen unserer bequemen Gartenstühle neben dem Haus und wartet höflich, bis wir alle mit dem Essen fertig sind. Wir sind befangen, weil wir sonst nur Mrs Spinnaker zum Publikum haben.

Meine Mutter pflückt eine große Schüssel Erdbeeren und stellt die Zuckerdose und eine Milchkanne auf den Tisch. Es sind nicht genügend Erdbeeren für alle da, und meine Brüder machen sich Sorgen, dass dieser Fremde ihre Portion abbekommen könnte, deshalb esse ich nur eine Beere und behaupte dann, dass ich satt bin. Ich überlege, was ich jetzt am Tisch noch verloren habe, bis Max aufsteht und sagt, dass er einen Wal sieht, und dann habe ich eine Ausrede, zum Meer runterzugehen, um nachzusehen.

Als ich zurückkomme, gehen wir doch noch zum Jahrmarkt.

Mit dem Abwasch sind wir schnell fertig. Wir müssen Pullover mitnehmen – wenn die Sonne weg ist, wird es kühl, warnt uns meine Mutter. »Falls wir so lange auf dem Jahrmarkt bleiben«, fügt sie hinzu, als wäre sie damit zu weit vorgeprescht. »Ich wusste gar

nicht, dass ein Jahrmarkt in der Stadt ist«, sagt sie auf dem Weg zu dem Mann. »Es wurde kein großer Wirbel veranstaltet – keine Plakate, keine Zettel. Keiner hat davon geredet, nicht mal die Kinder in der Kirche. Unsere Pastorin warnt bei so was sonst immer von ihrer Kanzel aus: ›Kinder, dass ihr mir nicht mit dem Zirkus mitlauft!‹ oder so was in der Art.«

»Ich glaube nicht, dass Kinder das oft tun. Oder je getan haben«, sagt der Mann. Er hat einen langsamen, schlaksigen Gang und die dazu passende langsame, schlaksige Sprechweise, insgesamt eine lockere Nachlässigkeit, die etwas sehr Beruhigendes hat. Als wüsste er, dass es nicht so darauf ankommt, alles zusammenzuhalten. Auf meine Mutter wirkt er allerdings gar nicht beruhigend, im Gegenteil, sie ist so aufgekratzt, dass sie sich nur mit Mühe beherrschen kann. Als hätte sie lauter Kohlensäure in sich, die raussprudeln und überschäumen könnte, wenn sie zu oft den Mund aufmacht. Ich behalte sie im Auge, damit sie nicht plötzlich aufsteigt und wegfliegt, in die Lüfte getragen von den wundersamen blubbernden Bläschen des Abends.

»Es muss ein sehr kleiner Jahrmarkt sein«, stellt sie schließlich fest.

»Das stimmt. Es ist ein sehr kleiner Jahrmarkt«, sagt der Mann, weiter nichts. Schweigend gehen wir weiter.

Als wir ankommen, sehen wir, dass er recht hat. Die Buden stehen in dem Park am öffentlichen Strand,

auf den wir selten gehen, weil wir unseren eigenen haben. Es gibt ein Riesenrad, ein Karussell und noch etwas namens Octopus. Wir sind noch nie Karussell gefahren und würden das auch jetzt wahrscheinlich nicht tun, wenn der Mann nicht die Leute kennen würde. Woher, fragen wir nicht lange. Wir dürfen kostenlos mitfahren.

Wir fahren und steigen aus und steigen wieder ein. Schade, dass er nicht auch die Leute mit der Zuckerwatte kennt. Es gibt nur eine Imbissbude, aber da kriegt man alles, was man sich nur wünschen kann: Zuckerwatte, kandierte Äpfel, Wassereis, Popcorn und sogar Hot Dogs. Ich drehe den Kopf weg und verkneife es mir, zu schnuppern und vor allem hinzuschauen, um mir meine Lust darauf nicht anmerken zu lassen. Meine Brüder sind mit dem Karussellfahren so beschäftigt und so durchgedreht, dass sie auf solche Gedanken gar nicht kommen; und Maya findet das Karussellfahren zwar toll, ihr Magen allerdings nicht so. Immer wieder muss ich mit ihr hinter das Zelt gehen, wo die Dixiklos stehen, weil sie meint, sie muss brechen, und dann kommt nichts.

Die Luft wirbelt, angestoßen von den rasenden Karussells, und überall hört man Kinder jubeln. Der ganze Park saust und braust. Alle rennen, aber komischerweise rennt keiner in den anderen, obwohl alles in Bewegung ist. Unsere Körper verursachen Strudel und Fahrwasser in der Luft, wenn wir von einem Karussell zum andern laufen oder mitfahren,

und die Karussells sind Bewegung und unser Atem ist Bewegung, und die ganze Zeit schlägt der Ozean ans Ufer, immer vor und zurück, vor und zurück, in seinem ewigen Rhythmus, der mir plötzlich nüchtern und poesielos vorkommt im Vergleich zu dem Schaum, den wir am Ufer schlagen. Wir sind mächtiger als das Meer, wird mir plötzlich klar, wir können unsere Wege wählen, ganz anders als die Gezeiten, die ihre vorgeschriebene Bahn nicht verlassen können.

Meine Mutter lässt uns auch nach Einbruch der Dunkelheit noch bleiben. Sie dreht mit dem Mann ihre Runden. Einmal sitzen die beiden unten auf dem Steg am öffentlichen Badeplatz, unterhalten sich und beobachten die aufgehenden Sterne. Ein anderes Mal lehnt sie an einer Bude, und er steht vor ihr, stützt sich mit einer Hand an der Wand ab und beugt sich über sie, und sie hat einen Fuß in der Luft und lässt ihren Schuh daran baumeln, wie ich es bei ihr noch nie gesehen habe.

Bei einem von Mayas Ausflügen zum Dixiklo sehen wir, wie die beiden mit einem Mann vom Octopus herumalbern. Sie steigen ein und fahren und fahren und müssen nicht mal zwischendurch aussteigen wie alle anderen.

»Mag Mama diesen Mann?«, fragt Maya.

»Wie soll sie denn, sie kennt ihn doch erst ganz frisch«, antworte ich.

»Man kann auch jemand mögen, den man erst

ganz frisch kennt«, sagt Maya. »Geht mir manchmal so.«

»Na ja, kann man wahrscheinlich«, sage ich, »aber Mama sieht das nicht ähnlich.«

Ich bin müde und hungrig, und ich möchte nach Hause. Selbst die Jungs sind inzwischen müde. Alle Sterne des Universums sind heute draußen, vor lauter Helligkeit stolpern wir über unsere eigenen Füße, geblendet vom Licht, abgelenkt vom Gefunkel.

Der Mann geht nicht mit bis zu unserem Haus, sondern bleibt vor einem alten Auto auf der Main Street stehen.

»Der gehört mir«, sagt er. »Tja, dann fahre ich jetzt wohl.«

»Tja«, sagt meine Mutter, ohne was Bestimmtes damit zu meinen, das hört man am Tonfall, nur um irgendein Geräusch zu machen.

»Danke fürs Abendessen«, sagt der Mann.

»Danke für den Jahrmarkt«, sagt meine Mutter.

Als er weggefahren ist, gehen wir über den dunklen Strand nach Hause. Meine Mutter macht für uns beide noch Toast, und wir setzen uns zusammen an den Küchentisch und starren hinaus auf das unsichtbare, rauschende Meer, das uns hier immer Gesellschaft leistet, so dass wir nie richtig allein sind, keiner von uns.

Meine Geschwister liegen schon im Bett – erschöpft und voller Sand, wie sie waren. Sie mussten sich nicht mal waschen, aber nach so einem Abenteuer

kommt es wahrscheinlich nicht darauf an. Meine Mutter erlebt ja sonst auch keine Abenteuer, deshalb träumt sie dem von heute wohl noch nach. Ihr einer Schuh baumelt an ihren Zehen, so wie zuvor bei dem Mann, sie lässt ihn baumeln und schaut aus dem Fenster, als läge dort draußen in den Wellen des unsichtbaren Meeres ihre Vergangenheit. Wir essen jede noch ein Toast.

»Ich geh jetzt ins Bett«, sage ich. »Meinst du, wir sehen den Mann morgen wieder?«

»Das glaube ich kaum. Er ist eher der Typ, der höchstens alle hundert Jahre mal vorbeischaut«, sagt sie mit einem versonnenen Lächeln.

Was für eine seltsame Aussage über jemanden, den man gar nicht kennt, denke ich mir, als ich ins Bett gehe. Aber dann kommt er doch. Am nächsten Morgen legt er uns einen Strauß Gänseblümchen vor die Tür, mit einem Zettel, dass er jetzt endgültig weg ist. Und während er über den Strand zum Parkplatz stapft, summt meine Mutter ein Lied vor sich hin.

»Ist doch schön, wenn man seinen Vater mal kennenlernt, hm?«, sagt sie, und dann hängt sie die Wäsche auf und verscheucht die Jungs, die um die nasen, sauberen Sachen herum Dreck aufwirbeln.